

Dr. Elisabeth Meyer-Renschhausen

Bülowstr.74, D 10783 Berlin-Schöneberg, elmeyerr@zedat.fu-berlin.de

Erwerbslosigkeit, zerfallende Dorfgemeinschaften und die Rolle der Subsistenzwirtschaft - Die Marienthalstudie als Gruppenunternehmen

zuerst erschienen in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 46. Jg. 1998 H 1, 60-76

In Ostdeutschland sind mit Wegbrechen der Landwirtschaft in ländlichen Regionen ganze Dörfer binnen eines Jahres nahezu komplett aus dem Erwerbsleben herausgefallen. Noch ist die materielle Not vergleichsweise gering, aber die sozialen Folgen sind schon heute gravierend. In Sachsen-Anhalt "wählen" im Frühjahr 1998 mehr als 20 % der Wahlbeteiligten den puren "Protest"; in den ländlichen Flächenstaaten Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern verprügeln Jungenbanden Ausländer oder Berliner Schulklassen regelmäßig lebensgefährlich. Das Phänomen ist bedrohlich, denn die Jungen leben offenbar nur aus, was die Erwachsenen insgeheim fühlen. Regierungsverlautbarungen zufolge sind im dünnbesiedelten Land Brandenburg (im Juni 1998) über 50% aller Bewohner ausländerfeindlich eingestellt. Die Wut der ostdeutschen Provinzler über den Verlust sämtlicher Gewohnheiten auf einmal, das Bewußtsein, "auf dem platten Land" fern ab von den stets begünstigten Zentren wieder einmal die Betroffenen zu sein, läßt sich offenbar nur ertragen, wenn man die Schuld nach archaischem Muster auf "Sündenböcke" überträgt oder sich mit dem noch jugendlichen Nachwuchs der herrschenden Klassen wilde Schlachten liefert. Eine Art von "Selbstjustiz", die an rüde Charivari-Bräuche vormoderner Gesellschaften erinnert, aber gerade deshalb auch ernst genommen werden muß.

Denn: Aussichten auf Teilhabe an dem neuen Reichtum im vereinigten Deutschland bestehen in den nördlichen der ostdeutschen Provinzen nur begrenzt. In den Dörfern rotieren die Menschen, besonders die Frauen, durch die "Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen" der eigens dafür gegründeten halb behördlichen "Arbeitsfördergesellschaften". Aussichten auf einen sich erholenden "ersten Arbeitsmarkt" bestehen nicht. 90 000 der 185 000 ABM-Stellen in den neuen Bundesländern lagen 1995 im Grün- und Ökobereich; die als Arbeitgeber seit 1991 verschwundene Landwirtschaft soll durch die Tourismusbranche ersetzt werden. Ohne viel Aussicht auf Erfolg, jeder weiß, daß das Land ohne Bauern für Erholungssuchende wenig attraktiv ist. Zweidrittel der ABM-Stellen gingen 1997 an Frauen. Für die Jugend mangelt es an Ausbildungsstellen. Die beweglicheren Jugendlichen wandern ab. Manche Forscher sprechen bereits vom "Verlöschen" der Dörfer.

Daß soziale Marginalisierung und anhaltende Erwerbslosigkeit Dorfgemeinschaften zerfallen läßt, Diebstahl, Denunziantentum und hinterhältige Überfälle erzeugt, wissen wir bereits seit den sozialpolitischen Debatten der letzten Jahrhundertwende. Der enthusiastische Einsatz für Sozialreform brachte insbesondere seit der 1890er Jahre empirische Studien hervor, die ahnungslosen Städtern die Lage der Benachteiligten nahe bringen sollte. Seit der Jahrhundertwende wandten sich engagierte Sozialforscherinnen auch den Dorfbewohnern zu. Berühmt wurde die "Marienthalstudie" von 1932. Sie schildert eindringlich die psychischen Folgen der Erwerbslosigkeit auf dem "platten Land". Die Studie liefert eine noch heute als vorbildlich geltende "dichte Beschreibung" eines komplett in die Arbeitslosigkeit gefallenen Fabrikdorfs: Marienthal bei Wien.

Die beindruckende Anschaulichkeit der Studie wurde vor allem deshalb möglich, weil sie von einer ganzen Gruppe höchst engagierter Menschen, darunter viele Frauen, unternommen wurde, die dem Spektrum der damaligen sozialen Bewegungen zuzurechnen sind. Die alle noch relativ jungen Forscher und Forscherinnen waren Sozialisten, gehörten zur Jugendbewegung, hatten bereits als Jugendliche selbst Jugendlager durchgeführt und waren daher begeistert von einer neuen "sozialen Pädagogik". Für sie war ihr Unternehmen so etwas wie politische Aktion. Als kleines Grüppchen konnten sie sogar auch den Dorfbewohnern ein wenig nützlich sein.

Die Stärke der Forschergruppe, ihre Empathie, war aber auch ihre Schwäche. Als junge Städter und Sozialisten blieben sie wesentlich auf die Erwerbsarbeit resp. die Erwerbslosigkeit fixiert, unterschätzten hingegen die besonderen dörflichen Formen des Durchstehens der Krise. In ihren Fragen übersahen sie die soziale Bedeutung von Hausarbeit und Gärten, von Subsistenzwirtschaft und Schattenökonomie in Notzeiten zumal auf dem Lande.

1 Marienthal

Marienthal liegt östlich von Wien und entstand mit einer 1830 gegründeten Flachs- später Baumwoll- und Wollspinnerei. Nach einer ersten Entlassungswelle 1926 wurde die Fabrik der Familie de Todescos 1930 vollends geschlossen. Von den knapp 500 (478) Haushalten im 1500-Einwohner-Ort waren Ende 1931 358, d.h. 80 % erwerbslos.

1930 waren die Unterstützungssätze für Erwerbslose noch außerordentlich gering. Die Arbeitslosen erhielten nur ein Viertel von dem, was sie vorher hatten. Die schon länger Erwerbslosen, bereits "Ausgesteuerten" waren in absoluter Not, da das kommunale Fürsorgesystem ebenfalls zusammengebrochen war. Kohleklaue bei der Bahn und Diebstahl bei den Bauern der Umgebung gehörten zum Alltäglichen und wurden von den Landwirten mit Gleichmut hingenommen. "Was soll man denn machen, die armen Teufel haben ja wirklich nichts." "Selbst die Behörden versuchen in Marienthal nicht mehr, den Schein aufrechtzuerhalten, als ob man von der Unterstützung, die man bekommt... leben könnte."

Die Leute nahmen jeden nur erdenklichen Job an und schrieben im Einzelfall bis zu 130 Bewerbungen, bevor sie endlich, nun aber gründlich, aufgaben. Die Studie zeigt eindrücklich das "Sinnlosigkeits"-Gefühl als Folge der Erwerbslosigkeit. "Einstweilen wird es Mittag" schrieb einer in sein Tagesprotokoll, gleich nachdem er im Anschluß ans Frühstück der Schulkinder, seiner Frau Wasser und Holz gebracht hatte.

Alle Eigeninitiative erlosch. Die öffentlichen Anlagen verwilderten. Die Leihbibliothek wurde nur noch wenig in Anspruch genommen. Es wurden kaum noch Zeitungen gelesen. Das Engagement in den politischen Parteien erstarb. Die Ortschaft wurde zur "müden Gemeinschaft".

Nur der Radfahrerverein, der eine billige Versicherung der Fahrräder möglich machte, konnte neue Mitglieder verbuchen. Niemand hatte noch Geld zum Bahnfahren. Wien mit seinem Kulturprogramm, früher fast wöchentliches Ausgangsziel vieler Paare, verschwand in unerreichbarer Ferne. Die Notlage

fürte zur Zerrüttung von Ehen und zum Zerfall der Dorfgemeinschaft. Folge war ein Denunziantentum, das sich in anonymen Anzeigen über Schwarzarbeit ausdrückte. Die Forschergruppe sprach von dem "Schrumpfen der psychologischen Umwelt". Keine Spur von einer - von Teilen der Linken noch immer erwarteten - revolutionären Stimmung unter den Erwerblosen.

2 Die Gruppe

Das besondere an der Marienthal-Studie war, daß hier eine "hochmotivierte" Forscherinnengruppe, bestehend aus Paul Lazarsfeld (1901-1976), Marie Jahoda (*1907), Hans Zeisel (*1905), Lotte Danzinger und sechs oder mehr anderen zusammenarbeitete. Sie stammten aus der sozialistischen Jugendbewegung und hatten sich seit 1929 als Studierende am Psychologischen Institut der Stadt Wien (für Volksschullehrerbildung) und des Sozialpsychologischen Institut der Universität Wien um das Hochschullehrerpaar Karl (1879-1963) und Charlotte Bühler (1879-1974) zusammengefunden. Das Psychologiestudium war für die meisten "logische" Fortsetzung des Lehrerstudiums. Marie Jahoda erwarb ihren Unterhalt als Lehrerin, bevor sie wegen "Konfessionslosigkeit" entlassen wurde, während Hans Zeisel im Rechtsanwaltsbüro seines Vaters arbeitete. Lotte Danzinger jobbte als Marktforscherin. Der Älteste der Gruppe, Paul Lazarsfeld, hatte seine Stelle als Mathematiklehrer aufgegeben, weil er eine Universitätsanstellung anstrebte. Er mußte bereits von der Forschung leben. Paul Lazarsfeld, Hans Zeisel, Marie Jahoda und andere mußten als Linke und Juden zwischen 1933 (Dollfuß-Regime) resp. 1939 (Einmarsch der Nazis) emigrieren, Marie Jahoda nach fast einjährigen Gefängnis-aufenthalt als politische Gefangene 1936. Alle drei wurden in den USA resp. England Hochschullehrer.

Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld leiteten bereits als Schüler Gruppen in den sozialistischen Kinderlagern, die Wiener Sozialisten, Reformpädagogen und führende Intellektuelle wie Rudolf Hilferding, Karl Bernstein und die Frauenrechtlerin Eugenia Schwarzwald ins Leben gerufen hatten. Die Jugend des Proletariats - oder wie man auch sagte - "des Volks" sollte die gleichen Chancen erhalten wie die des Bürgertums. Mit 23 schreibt Paul Lazarsfeld in seiner ersten Publikation über Gemeinschaftserziehung durch Erziehungsgemeinschaften. Die Begeisterung für Erziehung war damals "notorisch" meint Marie Jahoda im Interview gegenüber Matthias Greffrath.

Als Forschungsprojekt war Marienthal - wie der Hannoveraner Arbeitslosigkeitsforscher Ali Wacker meint - eine Art Arbeitsbeschaffungsmaßnahme und "eine zu hohen Anteilen selbstorganisierte Lehrzeit" junger "sozialistischer Intellektueller". 1931 suchte die Gruppe nach Aufträgen für ihr soeben neu gegründetes Forschungsinstitut, die "Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle". Das in späterer Eigenmythologisierung früher angesetzte Gründungsdatum und die Erinnerung von Marie Jahoda es habe sich "weniger [um] ein Forschungsinstitut als ein[en] Lebensstil" gehandelt, zeigen, daß damals das engagierte Zusammenarbeiten von "Gleichen" im Vordergrund stand und nicht die Gründung eines Instituts. Wenn Lazarsfeld sich später als eine Art Institutschef ausgibt, ist das unzutreffend.

Die jungen Leute trieb - wie Paul Lazarsfeld es später ausdrückte - ein "missionarischer Eifer" - für die empirische Sozialforschung! Dahinter stand - wie Marie Jahoda es aus der Rückschau einschätzte - der Glaube an eine sanfte Revolution zum Sozialismus. Die Teamarbeit war - glaubt Paul Lazarsfeld 1968 - ein "Ersatz für politische Aktivitäten". Sie war tatsächlich sicher mehr als "Ersatz". Teamarbeit und Forschung waren für die Gruppe gleichbedeutend mit politischem Handeln im Sinne der sozialisti-

schen Jugendbewegung ihrer Zeit. Statt um wertfreie Wissenschaft ging es um aktive Beiträge zur Gesellschaftsreform. Nur eine derartig leidenschaftlich interessierte Gruppe konnte durch genaue Auswertungsgespräche in die Nähe einer Theorie von Arbeitslosigkeit kommen. Später allein forschend, war Marie Jahoda auf teilnehmende Beobachtung verwiesen.

Kollektivbegeistert fragte die Gruppe nicht nur nach dem individuellen Schicksal, sondern vor allem nach der Dorfgemeinschaft. "Gemeinschaft und Gesellschaft", wie der Titel der ab 1912 weithin rezipierten Tönnies-Studie (von allerdings schon 1887) lautete, war die leitende Fragestellung des politischen Diskurses der 20er Jahre. Politisches Handeln war nur im Kollektiv möglich. Für die Kibbuzgründergeneration der 1920er und 1930er Jahre stand die "Gemeinschaftsidee" fast absolut über allem anderen wie dem Siedeln, dem Auswandern nach Palästina oder dem Zionismus: "Kibbuz" heißt "Gruppe". Kommunitarismusdebatten heute machen den Gemeinschafts-Enthusiasmus der 20er Jahre wieder verständlich. Gemeinschaft wird erneut als "Ressource der Sozialpolitik" diskutiert.

3 Soziale Arbeit und empirische Forschung

Der Wortführer der Austromarxisten Otto Bauer (1881-1938) vermittelte die Gruppe nach Marienthal und stellte wahrscheinlich den ersten Kontakt selbst her. Untersuchende wie Beforschte waren fast alle Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei SDAP (Vorläuferpartei der SPÖ). Was später in der Soziologie postuliert wurde, nämlich einführende Empathie, war hier gleichsam "natürlich" gegeben und wurde sozusagen lebensweltlich vorgefunden.

Der Forschungsgegenstand, das erwerbslose Dorf, bestimmte das Vorgehen der Forscher. "Im scharfen Gegensatz zur experimentellen Sozialpsychologie" - ihrer Hochschullehrer Karl und Charlotte Bühler - "begann die Arbeit in Marienthal weder mit einer Theorie noch mit einem Methodenplan, sondern mit einer Liste voll offener Fragen".

Wie für die erste Chicagoer Soziologie (Herbert Mead oder Francis Willard) war für die Wiener Psychologen ethisch unmöglich, ausschließlich in der Rolle von Beobachtern in das Dorf zu kommen. Jedes Team-Mitglied sollte also für den Ort eine nützliche Funktion haben. Die Wiener sammelten Kleider, gaben Sportstunden und versahen unentgeltliche Ärztedienste. Damit rückte die Erhebung in die Nähe der in den 1890er Jahren entstandenen "sozialen Arbeit", die eine neue Art vor allem auch qualitativ arbeitende empirische Sozialforschung notwendig machte.

Insgesamt blieben die 14 Forscher und Forscherinnen etwa 120 Arbeitstage in Marienthal - aus der Sicht heutiger Feldforschungsgepflogenheiten nicht eben sehr lange. Lotte Danzinger wohnte sechs Wochen ganz im Dorf und verschaffte sich Zugang zu den Familien, indem sie fragte, was man aus der in Wien durchgeführten Kleidersammelaktion brauchen könnte. Das Vertrauen, das sie so erwarb, erbrachte ihr 100 Haushaltungsprotokolle und ermöglichte ihr 32 Männer und 30 Frauen nach ihren Lebensläufen fragen zu können.

Besonderen Erfolg hatten die Forscherinnen mit einem Angebot aus der Sozial- resp. Gemeinwesenarbeit, einem Näh- genauer: Zuschneidekurs (Schnittzeichenkurs) für Frauen, der deshalb verlängert

werden mußte. Abgesehen von einer Frage nach möglichen Verbesserungen dieses Nähkurses, den sie angeblich auch anderswo abhalten wollten, arbeiteten die Gruppe völlig "offen". Sie arbeitete nicht "wallraffartig" "verdeckt".

Die Methode der biographischen Interviews stammte aus der sozialen Arbeit: der einzelne sollte seine Beschwerden, seine Meinung im Gespräch - etwa mit dem Fabrikinspektoren - unter vier Augen offen hervorbringen können, ohne Sanktionen fürchten zu müssen. Das narrative Lebenslaufbezogene Interview sollte darüber hinaus dem Erwerbslosen ermöglichen, "im Fluß der eigenen Geschichte" von der eventuell eben doch beschämenden Erfahrung der Arbeitslosigkeit zu sprechen, ohne daß das besonders explizit gemacht hätte werden müssen.

Der Mathematiker Paul Lazarsfeld drang darauf zu quantifizieren, aber das Zählbare bildete sich erst aus den Fragen heraus: so wurden Weihnachtswünsche der Kinder in die Kosten ihrer Wunsch-erfüllung verwandelt. Zu guter Letzt kam Hans Zeisel auf die "grandiose" Idee, die Gehgeschwindigkeit von Männern und Frauen zum Beleg ihres unterschiedlichen Zeiterlebnisses mit der Stoppuhr zu messen. Die Refa-Uhr, die Stoppuhr, die hinter einem Vorhang im Verborgenen bedient, die Verlangsamung aller Lebensäußerungen anzeigte, war ein Abkömmling der Rationalisierungs- und Sports-Begeisterung der Zeit. Die Rationalisierung war für die intellektuelle Linke eine beflügelnde "Vision of modernity", die die überlangen Arbeitszeiten verkürzen und dem Proletariat die "Eigenzeit" zugestehen sollte, um die es während der großen Arbeitskämpfe während der 20er Jahre gegangen war. Die "objektiven" Naturwissenschaften gaben der den Maßstab der Dinge ab, so auch etwa für den Erfinder des Wiener Arbeitermuseum, dem "Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum", den Soziologen Otto Neurath. In diesem "Arbeitermuseum" arbeitete Marie Jahoda nach ihrer Entlassung aus dem Schul-dienst 1931-32.

Methoden sind wie Fragestellungen abhängig vom jeweiligen Blick auf die Gesellschaft, von den Paradigmen. Die marxistische Soziologie und noch Michel Foucault betonen die Funktion der "social control", die soziale Hilfe impliziert. Die klassenbewußte Arbeiterschaft des 19. Jahrhunderts lehnte alle "soziale Hilfe" als bevormundend ab und forderte stattdessen soziale Reformen. Aber die Frauenfor-schung erbrachte einen radikalen Perspektivwechsel aus lebensweltlicher Sicht. Sie machte deutlich, daß karitative Hilfe im Dorf zumal von den Frauen im Sinne der älteren "moralischen Ökonomie" angenommen wurde. Der englische Sozialhistoriker E.P. Thompson hatte - in seiner Kritik am linken Ökonomismus in der Geschichtsschreibung - daraufhin gewiesen, daß ältere Gesellschaften in Not-zeiten ein System der gegenseitigen Hilfe kannten. Dies System zwang auch die Herren, mit ihren jeweiligen Untertanen bis auf das "letzte Hemd" alles mit ihnen zu teilen. Auf dem Land und unter Frauen war diese "moralische Ökonomie" noch nicht verschwunden: für sie völlig selbstverständlich, daß die, die was hatten, mit denen, die nichts hatten, teilen müssen. Wir haben bereits erwähnt, daß die Bauern den Kartoffelklauf seitens bedürftiger Marienthaler ohne Aufregung hinnahmen. Die soziale Arbeit der Frauenbewegungen des späten 19. Jahrhunderts knüpfte hier an. In Marienthal ermöglichte die soziale Hilfe eine nicht voyeuristische teilnehmende Beobachtung.

Die aus sozialem Engagement große Einfühlungsbereitschaft führte dazu, daß in der Marienthalstudie zum Schluß, "einige dieser Menschen, mit denen wir ein paar Monate so engen Kontakt hatten, lebendig vor den Leser" treten konnten. Den Einzelnen im Einzelinterview zu Wort kommen zu lassen,

bedeutete, ihn anstelle einer verwaltungstechnischen Sicht von oben nach unten tatsächlich als einzelne Person lebendig erscheinen zu lassen und damit das Dorf "von unten" sichtbar zu machen. Worauf die untersuchende Gruppe jedoch damals nicht wirklich kam, war die Dorfgemeinschaft auch als solche im Gruppeninterview zu befragen. Im Kollektiv befragt hätten die Dörfler, die, auch wenn sie als Fabrikarbeiter arbeiten, sich in der face-to-face-Gesellschaft weniger als Einzelindividuen erfahren, klarer als im Einzelgespräch ihre eigene Meinung artikulieren und ev. auch Problemlösungsstrategien andeuten. Erst die heutige Forschung legt größere Aufmerksamkeit auf die Bewältigungsstrategien der Arbeitslosen.

Die Wiener Psychologen filterten vier Haltungstypen heraus: "ungebrochen, resigniert, verzweifelt und apathisch". Die über Zweidrittel (69%) von den Forschern als "Resignierte" eingestuften Familien beherrschten die Stimmung im Ort. Das knappe Viertel (23%) der psychisch "Ungebrochenen" kam dagegen nicht an. "Einstweilen wird es Mittag" wurde von einer Kapitelüberschrift in den 1980er Jahren schließlich zum Filmtitel. Diese Äußerung eines Betroffenen war kennzeichnender für den Ertrag der Studie als alle statistische Befunde oder theoretische Resumés. Tatsächlich hatte diese Art der "Soziographie" (so der Untertitel) - damals nur den Anspruch die ganzheitliche Erfassung einer Örtlichkeit in Raum und Zeit - als notwendigen Stofflieferant zur Ergänzung der Theorie, mit den Mitteln der Kulturanthropologie erarbeitet - etwa im Sinne einer "interpretativen Soziologie", wie sie heute Anthony Giddens wieder vertritt.

Pierre Bourdieu kritisiert in seinem Vorwort zu der erst kürzlich erschienenen französischen Übersetzung von Marienthal, daß die Forschergruppe die Rolle von Sozialarbeitern nicht reflektiert habe. Er übersieht, daß es der Soziologie nach der verpaßten Revolution 1918 vor allem um die "Weiterentwicklung" des proletarischen Individuums ging, wie Wolfgang Bonß in seiner Einleitung zu Erich Fromms "Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reichs" betont. "Soziale Arbeit", "Sozialpädagogik" waren damals praktizierte "Sozialreform". Übersehen wird, daß z.B. der Schnittzeichenkurs den Frauen bessere Handlungsmöglichkeiten eröffnete und sie dadurch aus der Rolle des passiven Objekts heraus holte. Wohl fehlte noch die Reflexion des Forschungsprozesses. Die Gruppe sah noch nicht den heuristischen Wert von "Aktionsforschung". Sie reflektierten nicht, daß die gelungene Anwendung von Methoden der "weiblichen" sozialen Arbeit auch eine Methode in der Sozialforschung sein kann, die nicht zuletzt die Arbeit von Frauen ins richtige Licht rücken hilft.

4 Zur Rezeption

Die Studie galt später merkwürdigerweise zeitweilig als ausschließlich das Werk von Paul Lazarsfeld. Wechselnde Angaben der Verfasserschaft der Studie können als ein Indiz für die unterschiedliche Rezeption der Untersuchung genommen werden. Die erste Auflage der Studie erschien ohne Angaben von Autorennamen, eine Gruppenarbeit. Später wurde sie unter den Namen der beiden Verfasser, Marie Jahoda-Lazarsfeld und Hans Zeisel zitiert. Erst die erste Nachkriegs-Auflage vom Allensbach-Institut 1960, erweiterte den abgelegten Ehegattennamen Marie Jahodas zu einem eigenständigen dritten Mitautor: Paul Lazarsfeld. Letzterer wurde damals (zuletzt übrigens bei Bourdieu 1997!) zum mehr oder weniger Allein-Autor der Studie stilisiert, die seit 1940 als bedeutender Schritt in der Entwicklung der quantitativen Methoden verstanden wurde.

Die wechselnde Rezeption der Studie spiegelt die Auf und Abs in der Auseinandersetzung zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung wieder: Als die Studie - nachdem Marie Jahoda "sie in einem runter geschrieben hatte" - fertig war, empfand ihr Ehemann, Paul Lazarsfeld, sie "als etwas dünn". Er hatte sie organisiert, aber selbst nicht mitgemacht. Interessierten den Mathematiker die Menschen nicht, die Marie Jahoda so empathisch beschrieben hatte? Jedenfalls hatten empirische Arbeiten in der deutschsprachigen akademischen Soziologie damals geringe Reputation. Daraufhin schrieb Hans Zeisel auf Lazarsfeld Wunsch ein längeres Nachwort über die Geschichte der empirischen Sozialforschung.

Entgegen Lazarsfeld Bedenken erregte die Untersuchung in der Fachwelt sofort nach Erscheinen Aufsehen und erfuhr zahlreiche lobende Besprechungen. Selbst Leopold von Wiese - trotz aller Vorbehalte gegenüber allen Marxisten und damit auch den Austromarxisten - bewunderte die gelungene Dorfuntersuchung. Er, der mit seinen Studenten jedes Jahr immerhin während der Pfingstferien Feldforschungsaufenthalte in Dörfern unternahm, aber ohne daß Publikationen daraus entstanden wären, vermutete fälschlicherweise ein ganzes wohletabliertes Institut mit erheblichen geldlichen Zuwendungen hinter der Studie. Natürlich kritisierte von Wiese, daß die Autoren die Untersuchung von Klassengegensätzen als das Zentrum der Sozialforschung verstanden. Er intendierte eine von Klassengegensätzen bereinigte Konzeption von Soziologie.

Nachdem im Januar 1933 "When Man Eats Dog", ein Artikel über Marienthal in einer New Yorker Zeitung erschienen war, verschaffte der Pariser Beauftragte der Rockefeller-Foundation Paul Lazarsfeld ein Stipendium für die USA. Ab September 1933 erhielt Lazarsfeld die Unterstützung seitens der "Middletown-Forscher" Robert und Helen Lynd, die "Marienthal" als gelungene "Gemeindestudie" lasen, der für die USA jetzt typisch werdenden "Mittelstandsforschung", wo es statt um Sozialreform um "Beziehungsstrukturen" ging. Paul Lazarsfeld bekam seine Aufträge, von denen er leben mußte, zunächst vor allem aus der Privatwirtschaft und entwickelte zu diesem Behufe eine quantitative Umfragesozioogie. Problematisch wurde das erst, als diese Art als allgemein verbindliche Umfrage-technik galt. Die Fragen nach bestimmten Einstellungen lassen durch vorgegebenen Begriffe keinen Raum für den Einzelnen, seine eigenen Erfahrungen auszudrücken. Es handelt sich um eine Forschung, die einem Waren-Verkäufer etwas über einzelne Konsumenten verraten mag (Marktforschung), aber keine demokratischen Absichten mehr hat. Umfragen mit standardisierten Fragebögen wurden Grundlage für eine von der Regierung - obwohl auch bloß in beratender Funktion - akzeptierten Soziologie, wie Lazarsfeld einräumt. Zur Werbung für diese Art Soziologie gehörte offenbar, daß Marienthal nach Kriegsende zunächst ausschließlich Lazarsfeld zugeschrieben wurde. Paul Lazarsfeld wurde zum "Ein-Mann-Unternehmen" mystifiziert - wie es noch Wolf Lepenies im Anschluß an Anthony Oberschall behauptet. Die Disziplingeschichte wurde rückwärtsprojizierter Gegenwartszustand des Faches klärt Wolf Lepenies uns auf.

Mit dem Wiederanstieg der Arbeitslosigkeit in den späten 70er Jahren wurde "Marienthal" erneut aktuell, 1975 erschien es als preiswertes Taschenbuch bei Suhrkamp. Seitdem ist "Marienthal" die meistzitierte Studie zu den sozialen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit. Man sah nun wieder die Gruppenverfasserschaft und die qualitativen Untersuchungsmethoden, das lebenslaufbezogene Interview und die teilnehmende Beobachtung.

Mit dieser Hinwendung zum Alltag wurde auch die Bedeutung der weiblichen Mitarbeit sichtbar. Marie Jahoda, nie eine Theoretikerin, hatte Marienthal aus eigenem Erleben sehr genau, engagiert und anschaulich beschrieben. Der italienische Weber-Forscher Pietro Rossi behauptet, daß eine gute Beschreibung mehr auszusagen vermag, als dem Verfasser explizit bereits klar ist. In der Marienthal-Studie beschreibt Marie Jahoda, wie Männer und Frauen von der Erwerbslosigkeit unterschiedlich betroffen sind, ohne diese Einsicht sonderlich herauszustreichen. Was bei Marie Jahoda mehr implizit beschrieben ist, konnte die Frauenforschung heute explizit machen. Hausarbeit wird - wie alle andere Subsistenzarbeit auch - vermehrt wichtig in Zeiten von Erwerbslosigkeit. Wenn die bezahlte Arbeit verschwindet, wachsen die Arbeiten im Bereich der informellen Ökonomie.

Die Marienthal-Studie beschreibt diesen Prozeß mehr, als sie ihn analysiert. Zumal die Studie - entgegen aller Mythen - kein Einzelfall ist. Aktive Sozialreformerinnen, Sozialpädagoginnen jener Zeit wie Alice Salomon und Marie Baum gründeten nicht nur "Projekte", die später zu Institutionen wurden, sondern warben für sozialen Reformen, indem sie empirische Forschung betrieben. In diesen Arbeiten ging es darum, der bürgerlichen Gesellschaft die Hausarbeitsbelastung von Fabrikarbeiterinnen u.ä.m. sichtbar zu machen. Diese Studien wurden nur deshalb vergessen, weil sie im Kontext der Sozialarbeit der ersten Frauenbewegung "außeruniversitär" entstanden oder weil sie als Dissertationen von Frauen Einzelstudien blieben. Alice Salomon und Marie Baum, aus der entstehenden Sozialarbeit und der Frauenbewegung Berlins regten eine Reihe empirischer Studien an, die ab 1929 erschienen. Die von Alice Salomon und Marie Baum herausgegebene Sammlung "Das Familienleben in der Gegenwart" 1930 bringt 182 Familienbiographien aus allen Teilen der Bevölkerung zu "Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart". Im Vorwort wundert sich Alice Salomon, daß seit Le Play ähnliche Untersuchungen nicht mehr gemacht worden sind. Der Deutsche Textilarbeiterverband regte 1930 eine Selbstbeschreibung von Textilarbeiterinnen an: "Mein Arbeitstag mein Wochenende", der Studentinnen heute das Denken und Fühlen der Textilarbeiterinnen näher bringt, als alle Zahlenkolonnen.

5 Hausarbeit und Subsistenzarbeit

Das Hauptaugenmerk der sozialistischen Wiener war auf die "lähmende Wirkung der Arbeitslosigkeit" gerichtet. Bourdieu verweist in seinem Vorwort zur französischen Ausgabe noch einmal auf den enormen Zeitverlust und Sinnverlust hin, den man bei Arbeitlosen beobachten kann.

In der Untersuchung der Wiener, die wesentlich im Winter durchgeführt wurde, spielten die örtlichen Kleingärten keine sonderliche Rolle. Und zwar obwohl im gesamten Untersuchungszeitraum die Gartenbewirtschaftung zunahm. Eine große Mehrheit der Familien in Marienthal, 392 an der Zahl, hatten in den zu diesem Zweck von Gemeinde und Fabrik zur Verfügung gestellten Wiesengründen Parzellen von 65 qm gepachtet und knapp 100 (94) Familien hatten sogar mehr als einen Schrebergarten. "Die Aushilfe an Gemüse ist beträchtlich," heißt es in der Untersuchung.

Die Marienthal-Studie hatte immerhin den praktischen "Effekt", daß englische Quäker mehrere Jahre lang bis zur Annektion Österreichs 1939 jeden Sommer junge freiwillige Helfer schickten, "die der Bevölkerung fachtechnische Hilfe zur Auswertung ihrer Schrebergärten leisteten". Jugendliche Quäker

halfen mehrere Sommer in diversen Orten Österreichs so die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise zu überstehen.

Die Göttinger Agrarsoziologin Heide Inhetveen stellt einer Studie über ein heute erwerbslos werdendes fränkisches Fabrikdorf fest, daß die Gärten das soziale Leben am Ort aufrecht erhalten. Der Garten entspricht dem Betätigungsdrang des Menschen, läßt dem leibbegabten Wesen Mensch Raum für eine "Vita activa". Hausarbeiten, Schattenarbeiten und Garten strukturieren den Tag und tragen wesentlich zu körperlichen und damit auch zur psychischen Gesundheit bei, tragen dazu bei, "den Boden unter den Füßen nicht zu verlieren...".

"Dorferneuerung" als Planung von oben nach unten, die mit der Deagrarisierung des Landes, dem rigorosen Verschwinden aller bäuerlichen Landwirtschaft selbst Nutzgärten und Hühnerställe verschwinden läßt, ist daher eine "Modernisierungsfalle". Man vergegenwärtige sich die Zeit der beginnenden Soziologie! Hatte doch noch die Erwerbslosigkeit des letzten Jahrhunderts, der 1870er, 80er und 90er Jahre zu Reagrarisierungs- oder Gartenstadtdebatte, zu Siedlungsutopien und schließlich zu den großen Schrebergartenkolonien und Stadtrandsiedlungen mit Nutzgärten wie der "Gartenstadt Staaken" aus der Zeit um den I. Weltkrieg geführt. Soziologen wie Max Weber, Schmoller, Franz Oppenheimer, Sering und andere waren an diesen Debatten beteiligt, und mehrere von ihnen forderten wie selbstverständlich Kleinbauernstellen für Erwerbslose.

Der Zusammenbruch und das Verschwinden der sozialen Sicherungssysteme macht es notwendig, eine neue soziale Politik zu erfinden. Die Marienthalstudie zeigt eindrücklich die lähmenden Wirkungen von Erwerbslosigkeit. Marie Jahoda und ihre Freunde glaubten noch, daß die Vollerwerbsbeschäftigung eines Tages wieder kommen werde. Heute, in den 1990er Jahren, wissen wir, daß das nicht der Fall sein wird.

Seitdem Arbeitslosenraten von 80% prognostiziert werden, und in manchen Landstrichen Lateinamerikas und sogar in manchen ostdeutschen Dörfern für die Frauen schon Realität sind, ist klar, daß eine nachhaltige, arbeitsintensive Haus-, Eigen-, Gartenarbeiten und ökologische Landwirtschaft nicht nur aus ökologischen Gründen gebraucht wird. Sie wird gebraucht als eine neue Form von Sozialpolitik. Auf 100 Arbeitssuchende im ländlichen Raum der ehemaligen DDR kamen 1997 acht offene Arbeitsstellen. Die derzeit von den Arbeitsämtern geförderten Umschulungsmaßnahmen sind de facto bereits Angebote einer neuen sozialen Arbeit, sind tröstende "Beschäftigungstherapie" und im günstigen Fall sogar organisierte Erwachsenenbildung. Das endlich zuzugeben würde ermöglichen, daß man den Dorfbewohnerinnen nicht weiterhin Hausarbeit, gegenseitige Hilfssysteme, Gartenarbeit und Kleinlandwirtschaft ausredet, zu Hobbys oder Schwarzarbeit degradiert und durch "Dorf- und Regionentwicklungsmaßnahmen" unterminiert. Es geht darum, die "zweite Ökonomie" der "Eigenarbeit" wieder anzuerkennen - zumal auf den Dörfern, wo sie in ganz anderem Maßstab als in städtischen Hochhaussiedlungen möglich ist.

Das ländliche Europa steckt derzeit einer tiefen Krise, weshalb in seitens der Europäischen Union viel Geld für "ländliche Strukturhilfe" ausgegeben wird. "Brüssel" finanziert neuerdings sogar alternative Modellprojekte, wie etwa Umschulungsprojekte zu "Dorfberaterinnen", in denen eine einseitige Erwerbsfixierung deutlich verabschiedet wird. Hier geht es darum die Dorfleute zu ermutigen, sich auch

unabhängig vom ersten Arbeitsmarkt zu orientieren. Wenn Lohn und Rente zu niedrig werden, kann auch bei uns eine Art "Subsidiarisierung der Lohnarbeit" resp. der Rentenbezüge durch Subsistenzproduktion das Leben erleichtern.

Fazit

Mit großem Einfühlungsvermögen erhoben, gut und spannend geschrieben: ein beeindruckendes Bild vom "sozialen Tod" infolge andauernden Erwerbslosigkeit. Aber trotz Einbeziehen der Erforschten keine Gruppeninterviews, keine Feldrand- und kaum Küchengespräche und kein "Austausch über den Gartenzaun". Die Beforschten traten nur in der Minigruppe der Familie gemeinsam auf den Plan. Es kam nicht zu gemeinsamen Gesprächen, wie das Elend zu bewältigen wäre. Vielleicht wurde das einprägsame Bild der vollkommenen Arbeitslosigkeit zu düster gezeichnet? Der Ort Marienthal erhielt sich als Pendlergemeinde. Wohnen im eigenen Haus, die Möglichkeit, einen Garten haben zu können und weitgefächerte Verwandtschaftsnetze hielten die Leute auf dem Land.

Im Gegensatz zu Marie Jahoda damals sehen wir die Unterschiedlichkeit, mit der die Geschlechter von der Krise damals betroffen wurden, heute in aller Deutlichkeit: Dank innerfamiliärer Arbeitsteilung war die Individualisierung der Männer bereits stärker vorangeschritten. Deshalb gerieten sie - Fabrikarbeiter, nicht Bauern - in ein tiefes Loch, als sie ihre Anstellungen verloren. Die Frauen, nicht nur Arbeiterinnen, sondern als Hausarbeiterinnen, Hausfrauen zugleich einen quasi vorindustriellen Halbsubsistenzbereich zugeordnet, konnten dank ihrer "Rückständigkeit" mit der Krise leichter umgehen. Der Rückfall ins Alles-Selber-machen-müssen eröffnete "neue" Tätigkeitsfelder und rastloses Arbeiten. Die Zeit die sie - der Fabrikarbeit entbunden - gewannen, steckten sie in pausenloses Flickern und Umnähen der Kleidungsstücke: keine Zeit für ein "Überflüssigsein"-Gefühl. Ihr stärkere Bezogensein auf die Familie durch Hausfrauenrolle ließ sie das Elend der Erwerbslosigkeit anders erfahren. Ihre relativ geringerer Grad von "Verindividualisierung" ließ ihnen mehr Handlungsmöglichkeiten als ihren Männern. Heute gilt auch das Umgekehrte: "moderne" Männer, die erwerbslos geworden, sich nicht scheuen, die Hausfrauenrolle zu übernehmen, halten die Arbeitslosigkeit psychisch bedeutend besser durch als andere Männer.

In der Krise wird paradoxerweise weniger "Entwicklung", weniger "Verindividualisierung" zur Chance. Betrachten wir aus dieser lebensweltlichen Perspektive die Lage erwerbsloser Dorfleute, kommen familiäre, nachbarschaftliche, inner- und überdörfliche Netzwerke und Unterstützungssysteme ebenso in unser Blickfeld wie dörfliche Mischwirtschaften und Kleingewerbeformen. Die traditionelle Subsistenzwirtschaft der Bauern spielt plötzlich wieder eine erhebliche Rolle. Erst die "Naheinstellung", die genaue Beobachtung ermöglicht es, den Perspektivenwechsel in den Wissenschaften auch zu vollziehen, den uns die gesellschaftlich veranlaßte "Paradigmenwechsel" wie die "Frauenfrage", die "Diskurstheorie" oder die "Schattenökonomie" eröffneten. Die Subsistenzperspektive macht uns wieder deutlich, daß vor allem die lebensweltlichen Arbeiten "hinter" aller Marktökonomie das menschliche Leben "garantieren". Die Subsistenzdebatte ermöglicht einen anderen Arbeitsbegriff, der die vielen Arbeiten der Menschen, derer die "Marktökonomie" sich schon lange entledigt hat, wieder ins Blickfeld bringt. Die soziale Not, die die gesellschaftsbedrohlichen Erscheinungen wie die oben beschriebenen hervorbringt, läßt sich wohl erst dann mit einigen Aussichten auf Erfolg angehen, wenn

man die lebensweltlichen Arbeiten, die Haus- und Subsistenzarbeiten in eine Betrachtung eines menschenwürdigen Lebens wieder mit einbezieht. Den erwerbslosen Dörflern wird daher nur eine Forschung gerecht, die die Leute auf dem Land auch selbst zu Wort kommen läßt. Wir verstehen erst etwas, wenn wir genau genug hinzuhören vermögen, um wirklich zu verstehen, daß Kleinbäuerinnen, ihre viele Arbeit deshalb gerne tun, weil sie sich so eine gewisse Selbständigkeit erhalten, ja ihren "Arbeitsplatz" erhalten. Die Marienthalstudie war deshalb so erfolgreich, weil sie trotz oder auch infolge einer bestimmter Weltanschauung vor allem die Menschen auf dem Dorf selbst zu Worte kommen ließ, sie ernst nahm.

Weitere Veröffentlichungen der Autorin

- Elisabeth Meyer-Renschhausen/Katja Simons, 1995, "Arbeit und Leben am `Ende der Welt ´ - Überlebensstrategien in einer Randgemeinde Ostdeutschlands", in: 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995, hrsg. Heinz Sahner, Stefan Schwendter, Kongreßband II, Frankfurt/New York: Campus, S. 151-155
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1996, Bauern und Bäuerinnen aus städtischer Sicht, in: Günter Lorenzl, Hrsg., Urbane Naturaneignung als agrarische Marktchance?, Berlin: Köster 1996, 175-191
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1997, Der Welternährungsgipfel in Rom und die Gärten der Frauen, in: Ressourcenknappheit und Erhaltung der Lebensgrundlage - die Herausforderung für die Zukunft, Reader zum (Tropentag) Symposium am 12. und 13. Dezember 1996 in Berlin, hrsg. Prof. Dr. Kurt Peters, Berlin: HU 1997, 197-208
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1997, Frauen in den Anfängen der empirischen Sozialforschung (= u.a. über frühere Forschungen zu Bäuerinnen), in: Elke Kleinau, Claudia Opitz, Hrsg., Geschichte der Frauen und Mädchenbildung, Bd. 2, Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt a.M.: Campus 1997, 354-372
- Elisabeth Meyer-Renschhausen/Hartwig Berger, 1998, "Bodenreform" in: Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880-1993, hrsg. Diethart Kerbs, Jürgen Reulecke, Wuppertal: Peter Hammer 1998, S. 265-277
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1998, Erwerbslosigkeit, zerfallende Dorfgemeinschaften und die Rolle der Subsistenzwirtschaft, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 46. Jg. 1998 H 1, S. 60-76
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1999, Die Gärten der Frauen - Gärten als Anfang und Ende der Landwirtschaft, in: Veronika Bennholdt-Thomsen, Brigitte Holzer, Christa Müller, Hrsg., Das Subsistenzhandbuch - Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika, Wien: Promedia 1999, S. 120-136
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1999, Der Blick zurück aufs Land - Zur Subsistenzdebatte in der frühen deutschen Soziologie, in: "Ästhetik und Kommunikation" 30. Jg. September 1999, S. 67-78
- Elisabeth Meyer-Renschhausen, 1999, The Porridge Debate: Grain, Nutrition, and Forgotten Food Preparation Techniques, in: Changing Food Habits - Case Studies from Africa, South America and Europe, ed. by Carola Lentz (Food in history and culture; v. 2), Australia etc.: Harwood Academic Publishers 1999, 181-210

Quelle: <http://userpage.fu-berlin.de/~garten/Texte/MARIENTH.htm> am 6.03.2001